

(Nachdruck verboten.)

## 191 Esther Waters.

Roman von George Moore.

Es regnete draußen, und der Wind pfiff heulend durch die Baumwipfel. Der Weg war naß und aufgeweicht, und über den fahlen Feldern hing wie ein Schleier ein weißlich-grauer Nebel. Die Häuser unten am Meeresufer blickten einsam und verlassen, und in der Seele des Mädchens sah es sich wie ein unerträglich gewordenen Heim zu entfliehen, und nun pilgerte sie zurück nach diesem Heim in tausendmal schlimmeren Umständen, als sie es verlassen hatte, und noch dazu schwer beladen mit der Erinnerung an ein verlorenes Glück.

Als der Kummer und Schmerz schwellte in Esthers Herzen an, als sie endlich im Eisenbahn-Coupe saß und zum Fenster hinausblickend zum letztenmal die steifen Pflanzungen unten am Ufer und die geraden Linien und Ecken des gelben, italienischen Hauses zwischen den Bäumen hindurchschimmern sah. Sie zog ihr Taschentuch aus der Tasche, hielt es vor ihr Gesicht und verbarg ihr Elend, so gut sie konnte, vor den übrigen Insassen des Coupés.

### XIII.

Als Esther an der Victoriastation ankam, regnete es in Strömen. Sie raffte ihr Kleid sorgsam auf, um es nicht zu beschmutzen, und während sie durch den Kot watete, pfiff ein naktalter Wind ihr ins Gesicht. Sie ließ ihre Kiste beim Portier stehen, weil sie nicht wußte, ob ihr Vater sie aufnehmen würde. Sie wollte jedenfalls erst ihre Mutter darum befragen, da man nicht gewiß sein konnte, in welcher Laune man ihn traf. Brachte sie ihre Kiste gleich mit, so war es ja möglich, daß er sie sofort zur Thür hinauswarf; es war darum besser, sie vorerst zurückzulassen und nachher noch einmal den Weg zu machen, um sie zu holen.

In diesem Augenblick goß ein furchtbarer Regenstrom auf sie hernieder, und sie fühlte, wie das Wasser in ihre Stiefel eindrang. Der Himmel war aschgrau, und alle die niedrigen, aus Ziegeln erbauten Häuser waren vom Nebel umhüllt; die Straße stand schon fast unter Wasser, war einsam und menschenleer und kaum ein Laut darin zu hören, als das melancholische Getöse der Trambahn.

Sie zögerte einen Augenblick, unschlüssig, was sie thun sollte. Sie wollte keinen Pfennig unnötig ausgeben, da sie sich aber des alten Sprichworts entsann, welches sagt, daß ein gut angelegter Pfennig oft mehr wert ist, als ein zu unrechter Zeit gespartes Pfund, machte sie dem Kutscher ein Zeichen anzuhalten und betrat den Wagen. Die Trambahn fuhr durch die enge Straße, in welcher die Familie Saunders wohnte, und als Esther die Hausthür öffnete, konnte sie gleich bis in die Küche hineinschauen und hörte von dort die Stimmen der Kinder. Mrs. Saunders stand oben und segte die Treppe. Als sie die Hausthür gehen hörte, beugte sie den Kopf über das Treppengeländer und rief:

„Wer ist da?“

„Ich, Mutter.“

„Was? Du, Esther?“

„Ja, Mutter!“

Nach eilte Mrs. Saunders die Treppe hinab, lehnte den Bufen an die Wand, umarmte die Tochter und küßte sie ab.

„Na, das ist schön, daß Du Dich wieder einmal sehen läßt nach so langer Zeit, Esther. Aber Du siehst nicht gut aus,“ — und mit rasch veränderter Stimme sagte sie: „Was ist passiert? Hast Du Deine Stelle verloren?“

„Ja, Mutter!“

„O, wie mir das Leid thut! Ich glaubte, Du wärest dort so glücklich. Bist Du etwa wieder einmal zornig gewesen und hast ihr unhöflich geantwortet? Die Herrschaften sind ja manchmal so, daß sie einen leicht in Wut bringen, und Du mit Deiner unglücklichen Heftigkeit! . . . Ich weiß doch, wie Du schon immer als Kind warst!“

„Nein, Mutter, ich kann meiner Dame keine Schuld geben, und auch meine Heftigkeit war nicht schuld. Nein, nein, nein; das war's nicht, Mutter —“

„Aber, mein armer Liebling, so erzähle mir doch.“

Esther zögerte. Die Kinderstimmen waren verstummt, und die Hausthür stand noch immer offen.

„Komm in die gute Stube; dort können wir ruhig miteinander sprechen. Wam erwartest Du Vater zurück?“

„Ach, das wird schon noch ein paar Stunden dauern.“  
Mrs. Saunders wartete, bis Esther die Hausthür geschlossen hatte, dann gingen sie beide in die gute Stube hinein und setzten sich zusammen auf das kleine Korbhaarsofa am Fenster. Die Unruhe in ihren Herzen spiegelte sich auf ihren Gesichtern wider.  
„Im siebenten Monat . . .“

„Ach, Esther! Esther! — wie schrecklich! — Nein, ich kann es gar nicht glauben!“

„Arme Mutter, aber es ist doch wahr!“

Esther erzählte rasch ihre ganze Geschichte, und als ihre Mutter noch nach mehr Einzelheiten fragen wollte, sagte sie:

„Ach, Mutterchen, das ist doch ganz egal; ich spreche lieber nicht mehr darüber, als gerade nötig.“

Thränen rollten über die eingefallenen Backen der Mutter herab, und als sie sie mit dem Schürzenzipfel hinwegwischte, unterbrach ein leises Schluchzen das Schweigen im Zimmer.

„Weine nicht, Mutter. Ich bin sehr schlecht gewesen, aber Gott wird gut zu mir sein. Ich bete immer zu ihm, so wie Du es mich gelehrt hast, und ich denke, ich werde schon so oder so durchkommen.“

„Aber Vater wird Dich nicht hier behalten, er wird schimpfen, wie er es schon immer thut, daß so viele Mäuler da sind zum Füttern.“

„Ich will auch gar nicht umsonst hierbleiben; ich weiß schon, daß er mich dann rauswerfen würde. Ich kann für mein Essen und Bohnen bezahlen. Ich habe ganz hübsch verdient bei den Barfields, und obwohl Mrs. Barfield mir sagte, daß ich nicht bei ihr bleiben könne, hat sie mir doch vier Pfund bar gegeben, damit ich, wie sie sagte, mein Unglück leichter ertragen könne. — Dort unten nannten alle sie die „Heilige“, aber sie ist auch wirklich eine Heilige. Ich besitze also fast zwölf Pfund. Weine nicht, Mutterchen, bitte, weine nicht, das nützt ja doch nichts, und Du mußt mir ja doch noch helfen, tapfer zu sein. Mit Geld in der Tasche kann ich irgendwo ein Unterkommen finden, aber ich möchte doch lieber bei Dir sein; und ich denke, Vater wird sich noch freuen, mir die gute Stube hier und mein Essen für zehn bis elf Schilling die Woche zu geben; so viel könnte ich wohl bezahlen, und er ist doch wahrhaftig keiner, der Geld von sich weist. Glaubst Du nicht, daß er mich hier behält?“

„Ich weiß nicht, Kindchen, ich weiß nicht. Man weiß ja nie im voraus, was er thun wird. Ich habe es schrecklich gehabt in der letzten Zeit. Und jedes Jahr ein Kind! Ach ja, wir armen Frauen, wir haben schon was zu ertragen!“

„Armes Mutterchen,“ sagte Esther. Sie nahm der Mutter Hand in die ihre, legte den Arm um ihren Leib, zog sie zu sich heran und küßte sie zärtlich.

„Ich weiß ja, wie er war; ist er denn jetzt noch schlimmer geworden?“

„Na, ich glaube, er trinkt noch ein bißchen mehr als früher, und darum, glaube ich auch, ist er noch heftiger. Neulich war's erst, da kochte ich ihm sein Mittag; ein schönes Stückchen Beefsteak war's, und es sah so saftig aus, daß ich ein ganz kleines Häppchen abschchnitt und kostete. Wie er das nun sieht, schreit er doch los: „Na, Du, Alte, was machst Du mit meinem Mittag?“ Ich sage: „Ich habe mir nur ein kleines Stückchen abgeschnitten, um zu kosten.“ . . . „Na, da will ich Dir noch etwas zu kosten geben,“ sagt er und giebt mir doch einen Schlag gerade mitten ins Gesicht, hier zwischen den Augen. . . . Ach, Du hast es gut gehabt in Deiner Stelle, Du hast gewiß schon vergessen, was wir hier alles durchzumachen haben.“

„Du bist immer zu gut zu ihm gewesen, Mutter. Mir hat er nie mehr etwas gethan, weißt Du, seitdem ich ihm das eine Mal das heiße Wasser ins Gesicht goß.“

„Manchmal ist es mir gerade so, als könne ich es nicht mehr lange ertragen, Esther, und dann habe ich das Gefühl, als müßte ich hingehen und ins Wasser springen. Fenny und Julie — Du erinnerst Dich doch noch an die kleine Julie? —“



Die arbeiten schon tüchtig. Jetzt sitzen sie auch bei ihrer Arbeit in der Küche. Johnnie macht uns viel Kummer, der Junge kann doch kein wahres Wort sprechen. Erst neulich wieder hat er so gelogen; da schnallte der Vater sich seinen Gürtel ab und hat ihn damit durchgehauen; aber auch das nützt nichts. Wenn Jenny und Julie nicht wären, wüßte ich nicht, wie wir jemals auskommen sollten. Sie arbeiten den ganzen Tag an ihren Kunden, und die Leute sagen immer, ihre Hunde seien besser gemacht als alle andern . . . Aber bei dem ewigen Drehen und Zillen werden ihre armen Finger ganz zu Schanden . . . Aber klagen thun die Mädchen doch nie, und ich würde es auch nicht thun, wenn er nur ein bißchen freundlicher wäre und nicht immer die Hälfte von seinem Gelde im Wirtshaus vertränte. Für Dich habe ich mich immer gefreut, hastig nichts vorstöhnen, aber manchmal ist's mir doch wahrhaftig gerade so, als müßte ich mich hinlegen und sterben, wenn ich nachdenke, was aus den Kindern werden soll, weil wir doch immer weniger Geld kriegen, und immer mehr Ausgaben kommen . . . Ich habe Dir noch nichts davon gesagt, aber Du siehst es mir doch an, daß schon wieder eins kommt; ja, ja, die vielen Kinder sind's, an denen wir armen Frauen ganz zu Grunde gehen. Ja, Dein Unglück ist auch schwer, aber Du mußt eben Mut haben, wir werden alles thun, was möglich ist; mehr als hoffen kann man ja nicht."

Mrs. Saunders wuschte wieder ihre Augen mit dem Schürzenzipfel ab, und dann gingen Mutter und Tochter ohne weitere Worte zusammen in die Küche, wo die Mädchen an der Arbeit saßen.

Die Küche war ein langer, niedriger Raum mit einem Fenster, das auf den kleinen Hof hinausblickte. Am Ende des Hofes war ein Kohlenloch, ein Schutthaufen und ein kleiner hölzerner Stall. In der Küche stand ein langer Tisch und an der Wand eine Bank; links war die Kochmaschine, ihr gegenüber stand ein wackliges, altes Büffett, und zwischen den armellosen Tellern und Töpfen waren die Spielhunde aufgestellt. Manche nicht größer als eine Faust, manche fast so groß wie ein kleiner Pudel. Jenny und Julie waren eizige Tage hindurch sehr fleißig gewesen und vollendeten eben die letzten Hunde, die zu der Bestellung gehörten, die sie vom Laden erhalten hatten. Drei kleinere Kinder saßen am Boden und waren damit beschäftigt, das braune Papier zu zerreißen und es den größeren Schwestern zuzureichen, wenn diese es forderten. Die großen Mädchen saßen da über den Tisch gebeugt vor den eisernen Formen und füllten diese mit braunem Papier, welches sie festklebten und dann mit stinken, geschichteten Fingern arrangierten.

"Ach, da ist ja Esther," sagte Jenny, die Ältere. "Du meine Güte, siehst die großartig aus! Wie 'ne Dame! Ich hätte Dich kaum erkannt!"

Beide küßten ihre Schwester, aber mit großer Vorsicht, aus Furcht, die schönen Kleider Esthers, die sie bestaunten, mit ihren klebrigen Fingern zu berühren; dann dachten sie, in Bewunderung versunken, darüber nach, wie herrlich es doch sein müßte, eine Stelle als Diensthote zu haben.

Esther hob jetzt Harry, einen kleinen, vierjährigen Jungen, in ihren Armen empor und fragte ihn, ob er sie noch kenne.

"Nein, ich glaube nicht," sagte er.

"Aber Du kennst mich doch noch, Lizzie," sagte sie zu einem siebenjährigen Mädchen, dessen helles, rotes Haar förmlich leuchtete in der rasch zunehmenden Abenddämmerung.

"Ja," sagte die Kleine. "Du bist meine große Schwester; Du bist über ein Jahr fort gewesen, in Stellung."

"Und Du, Maggie, kennst Du mich noch?"

Maggie schien zuerst zweifelhaft, aber gleich darauf nickte sie eifrig mit dem Kopf.

"Komm, Esther, sieh mal, wie schön Julie ihre Hunde macht," sagte Mrs. Saunders. "Sie macht sie bald ebenso schnell wie Jenny. Sie ist freilich noch ein bißchen nachlässig, folgt doch nicht so gut, wie sie sollte. Hier zum Beispiel ist einer, der hat zwei ganz verschiedene Schultern."

"Ach, Mutter, als ob einer den Unterschied bemerke!" "Den Unterschied nicht bemerken, nun seh doch einer! Sieh Dir bloß den Hund an, ist das natürlich? Wie kann man so nachlässig sein."

"Esther, sieh Dir bloß Juliens Hund an," rief Jenny. "Der hat bloß 'ne halbe Schulter; ein wahres Glück, daß Mutter es gesehen hat, denn wenn der Fabrikant so was sieht, findet er gleich noch ein halbes Duzend andre auch schlecht,

und Gott weiß wie viel Schillinge er uns dann wieder abziehen würde."

Julie begann zu weinen.

"So ist Jenny immer zu mir; immer zanken und schelten; sie ist bloß neidisch, weil Mutter sagt, daß ich so schnell arbeiten kann wie sie; wenn man ihre Sachen genau untersuchen wollte —"

"Da sieh Dir, bitte, meine Hunde an; alle die auf der rechten Seite vom Büffett. Meine sind alle in schönster Ordnung; wenn mir einer einen mit einer schiefen Schulter zeigt, will ich doch gleich —"

"Jenny hat gern alles ebenso dick, wie sie selbst ist, drum stopfst sie soviel Papier in ihre Hunde."

(Fortsetzung folgt.)

## Die Kinderuhr.

Grad' am ersten Vorfrühlingstag war es. Diese sonnenlose Zeit, die mir endloser schien, als jemals zuvor, war jäh versunken. Ueber die weite Ebene, dort dranken in meiner stillen Einsamkeit, flutete schimmernde Verheißung. Die toten Bäume, die verstäubten standen, atmeten und man wägte den leuchtenden Rauch wie leises, hellgrünes Gewebe um die dunklen Aeste gewonnen. In der Ferne erschlossen geheimnisvoll blauende Waldzüge Pforten neuer Welten fremder Seligkeit. Jeder Hahnenrei und jedes Hundegebell war wie verzaubert. Irgendwo ein herüberwehender Peitschenschall erweckte die Vorstellung einer lustigen Frühlingssahrt, da heiße Jugend begehrlieh zu zweit ins ahnende Leben lutschiert. Die himmelan steigenden Rauchsäulen, die im Thal, dort, wo der Kanal ausgegachtet wurde, von den Maschinen wehten, schienen wie von heiligen Opferfeuern den Dank für die Wiedergeburt der Sonne zu künden.

War das alles nicht geschaffen zum freien Feiertag? Würden nicht die Menschen herausströmen aus den Häusern, den Werkstätten, den Arbeitsstuben, den Schulen, und in festlicher Gewandung singend zum Fest der ersten Sonne, der gewaltigen Lebenshoffnung strömen? Wird nicht all' das millionenfache Dasein, das unter Tage kimmert, aufwachen und jubeln in der Ballfahrt des Glüds?

Ach, nichts regt sich, kein Märchen erblüht, kein Fest gebiert der leuchtende Augenblick. Die Arbeit läßt niemanden frei, und alles bleibt mürrisch und müd. Mich selbst aber, den eine mächtige Vergier treibt, mich auf diesen feuchten Boden, Natur unarmend, niederzuwerfen, hält von der Verwirklichung der verziäkten Sehnsucht die nüchterne Erwägung ab, daß solcher Enthusiasmus unvermeidlich eine Woche reuevollen Schnupfens zur Folge haben würde. So ziehe ich den Vorhang vor meinen empfindsamen Uebermut, und steige, den wirren Vorfrühlingswahn als eine gar nicht originelle Angelegenheit verschauend, in den alten Mättelzug, in dessen überheizten Wagen die geschlossene Fenster der eingesperrten Luft den ganzen Reichtum an Miasmen reisender Menschlichkeit ungemindert erhalten.

In Berlin schwindet der letzte Rest des überschwenglichen Gefühls. Hier gebietet kein Vorfrühling, höchstens erwächst ein mattes Gefühl, daß es leidlich schönes Wetter sei, und auf der Schattenseite an den Abhängen der grau überfrischeneen Vasteingebirge weht es wie Kellerluft. Jetzt ist meine Seele fest und solide gepflastert, und wenn ich versuchen würde, einen Stein auszuheben, nichts andres würde hervorkommen als ein Gewirr ensig kriechender Affeln. Jetzt bin ich gewappnet, auch den Anblick jenes kleinen Saales im Gewerkschaftshause zu ertragen, wo schlicht und schmutzlos die fürchtbare Welt der Heimarbeit in einem Ausschnitt gezeigt wird.

Das ist die ewige Aussperrung der Sonne, das ist der lebenslängliche Kerker der Arbeit, der Dämmlarrest nie endender socialer Entbehrung. Heimarbeit — klingt das Wort nicht traulich wie ein Wild Ludwig Nidters? Heimverwistungsarbeit sollte man diesen Bezirk des Grauens nennen. Hier verschwindet die gleichende Schaufenster-Geheulei der Arbeit. Hier blickt man in die kranken, modernden Eingeweide der Lohnarbeit. So sollte man die Ausstellung in Saint Louis gestalten. In jedem Produkt sollte Arbeitslohn und Arbeitszeit angegeben sein, und dazu jenes Chaos kleinster giftiger Geschosse, die unablässig auf die gemarterten Leiber der Arbeitenden eindringen, scharfzantige Metallsplitterchen, tödliche Staubatome, zerstörende Gase. Anfangs entsetzt man sich, wenn man auf den Zetteln, die die Ausstellungsgegenstände erläutern, Stundenlöhne von 20, 15 Pfennigen liest. Schnell aber gewöhnt man sich, in diesen Arbeitserträgen Reichthümer zu sehen. In der Blumenfabrikation und der Papierindustrie sinken die Löhne auf fünf Pfennige, und bei den Sonneberger Spielwaren und den Schwarzwälder Uhren wird die Menschenarbeit böllig entwertet; die Ernte einer Stunde ist nur noch in Bruchteilen eines Pfennigs zu messen.

In dieser Ausstellung zerfällt aller Glanz des Lebens. In lichten Gewändern führt Ihr die Liebste zum Tanz — seht Ihr nicht das Blut der rucklos getödeten Stunden, das aus den Poren der zarten Stoffe unablässig rieselt? Seidene Blumen ranken an der leidenschaftlich wogenden Brust — zerquälte Rächte — die Stunde 6/10 Pfennige spendend — haben sie geschaffen! Andächtig



flink Ihr nieder, um den kleinen seidnen Schuh der Erwählten zu küssen — das anmutige, feine Kunstwerk stammt aus einer Höhle der Heimarbeit, in der fast ein Duzend menschlicher Geschöpfe hausen, arbeiten, lochen, schlafen, wo schon die Gesichter der Kinder zu alten, ersten Larven erstarrt sind, die nie ein Lachen erkellt. Die duftenden Frauenhaare, die unsre Lyriker theoretisch besingen und unsre Vientenants praktisch genießen, lösen sich unter der kösenden Händen, die Nadeln, die sie festhielten, fallen herab — diese Nadeln legten sauber in Papierhüllen verhungerte Arbeitssträflinge, und für 1000 Patete zu je 20 Nadeln erhielten sie 60 Pfennig.

Auf einem der Tische, dort, wo die Kleinfabrikindustrie ihre Schreine enthüllt — die Hände der Heimarbeiter sind billiger als die Maschinen, welche die Fabrication dieser Artikel leisten könnten — ist wie achlos ein Duzend verlorlen Spielstands hingestreut. Es sind jene Kinderuhren mit zarten Zifferblättern, die man drehen muß, wenn sich die Zeiger vorwärts hemmen sollen. Die man doch kleine Maschinen, kleine mechanisch greifende Kinderfinger haben sie gefügt, und wenn sie 1200 Stück vollendet haben, beträgt ihr Arbeitsverdienst 3 1/2 Mark, 1200 Stück — 3 1/2 Mark, das Duzend 3 1/2 Pfennige! Der Kriegsminister sprach neulich von seinem „bischen Gehalt“, den 36 000 Mark. Ich rechne, wie viel von diesen Uhren er anfertigen müßte, um das bische Gehalt zu verdienen. Er soll nur 35 000 Mark kriegen, damit die Rechnung einfacher sei. Dann hätte er 12 Millionen Uhren im Jahre herzustellen, täglich rund 33 000 — eine unlösbare Aufgabe, auch wenn er 24 Stunden des Tages ohne Pause die Finger heben würde. So würde man sein bischen Gehalt mit ehrlicher Heimarbeit verdienen! Diesen schuldblos zu ewiger Verdammnis verurteilten Kindern leuchtet vergebens Sonne und Freiheit. Ihr Dasein ist auf die kleinen blechernen Räder geslochten, die sie in das Uhrgehäuse Tag für Tag, Stunde für Stunde einsehen, festgeschmiedet von unentrimbarer Not und im grausen Kreise rund um getrieben vom Hunger. Das junge Dasein ist verengt und verödet zu ein paar Hantierungen, die vom Morgen bis in die Nacht in gleichem Einerlei wiederholt werden müssen.

Wäre ich allmächtiger Gesetzgeber, so würde ich verfügen, daß in jeden Gebrauchsgegenstand die vergeudete Arbeit und verdientes Pfennige in flammenden Worten sichtbar eingebrannt, eingezät, eingewebt würden. Diese Zeichen würden die Träger verbrennen und die brutalsten Gewissen erweichen. Das blinde Lachen der Ahnungslosen und die stumpfe Robeit der Ausbeuter würde angstvoll in sich zusammenbrechen. Ein Weltbrand der Weltenernung würde hinter dem Trugbild der Schönheit die Hölle ihrer Erzeugung erscheinen lassen, aus der dann der Drang allmächtig emporflammen würde, die Menschheit von ihrer Dual zu erlösen. . . .

Ich bin wieder auf der StraÙe, das Herz voll Zorn. Der Vorkrähling ist bis auf den letzten Rest der Erinnerung tot. Da erzählen uns die Philosophen der Satttheit, wie herrlich sich die Gesellschaft allmählich langsam zum Besseren entwickelt. Wahrhaftig, langsam, zum Wahnsinn langsam! Und währenddessen finden die Geschlechter ins Grab, und unselige Kinder fertigen blecherne Uhren, 1200 Uhren für 3 1/2 Mark. Man redet uns vor, diese Gesellschaft sei ein kunstvolles Uhrwerk, in dem der Zeiger der Geschichte vorwärts strebt. Eine Lüge ist's, eine verräterische Lüge! Das ist keine Uhr, die von selber geht. Eine plumpe, elende Kinderuhr ist dies Gefüge der Gesellschaft, eine Kinderuhr, an der die Thränen der Kinder rosten, und dessen Zeiger nur vorwärts kommt, wenn wir selbst uns zu ihrem Schicksal aufwerfen und sie drehen! —

J o o.

### Kleines Feuilleton.

er. Eine Skabin. Es lag eine drückende Stille über der kleinen Tischgesellschaft. Vater und Mutter aßen schweigend, Lenchen, die GroÙe, sah verschüchtert drein, selbst die sonst so hellen Stimmen der beiden Kleinen tönten gedämpft und flüsternd.

„Was ist denn eigentlich?“ fragte der Mann endlich und schob den geleerten Teller zurück.

Es antwortete niemand, aber die Mutter sagte: „Du kannst abräumen, Lenchen, und wasch' auch gleich in der Küche ab.“

Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Die Kleinen stürzten jubelnd hinaus. Der Vadsisch räumte das Geschirr zusammen und ging gleichfalls. Die Frau faltete das Tischuch und legte es beiseite, dann räumte sie im Zimmer umher, aber unruhig und planlos; es war ersichtlich, sie hatte etwas auf dem Herzen.

„Was giebt es denn?“ fragte der Mann zum zweiten Male.

„Ach! —“ Sie seufzte und zupfte an der Kommodendecke, dann kam sie plötzlich an den Tisch zurück und ließ sich schwer auf ihren alten Platz fallen: „Ja, ich muß es Dir ja doch sagen, es hilft ja nichts! Es ist nämlich . . . ach je, und ich weiß ja, wie schwer Dir's wird . . . und eigentlich kannst Du es gar nicht, aber es muß doch sein, ich brauch' noch acht Mark. Ich muß noch was besorgen für Lenchen.“

Nun war es heraus. Sie atmete tief, von einer Last befreit. Der Mann fuhr indefen auf, mit finstrem Gesicht: „Was brauchste? Acht Mark? Wozu denn? 's is ja alles da!“

„Ja, aber 's is doch noch so kalt, da kann Lenchen nich per Taille geh'n, da muß sie noch 'n Jadedt haben. Ich nehm' aber gar kein's, ich nehm' ihr bloß 'n Tuch und . . .“

„Und das wirste gefälligt auch lassen. Sie hat ja noch ihr neues Winterjackett, das kann sie anziehen.“

„Ne, Fritz, das kann se nich.“ Die Frau wurde eifrig. „Zur Einsegnung kommen se alle mit neue Frühjahrsjacketts, und ich will ihr ja auch bloß 'n Tuch nehmen, für drei Mark, und . . .“

„Und wenn wir's nicht können, wirf's lassen!“

Er stand auf und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Noch 'mal acht Mark, das kann ich ja gar nich! Was denkste Dir denn eigentlich! Du weißt ja, was ich de Wodge habe; Du weißt ja ganz gut allein, daß ich das nich kann . . .“

„Ja, ja!“ Sie seufzte wieder. „'s muß doch aber sein! Und nu muß ich ihr auch noch 'n Gesangbuch kaufen; Tante Marie woll' ihr doch eins schenken, die schenkt ihr aber nu 'n Darschentoff.“

„Gieb ihr doch Deins; das is ja noch wie neu.“

„Ich soll ihr mein Gesangbuch geben?“

Sie drehte sich empört zu ihm herum: „Na, Fritz, Du hast aber Einfälle, wo ist 'n das Mode, daß die Einsegnungsmädchen alle Gesangbücher nehmen? Das thut man doch nicht.“

„Na, wenn De nur Geld hast, 'n neues zu kaufen,“ er lachte kurz auf, „'n Gesangbuch für drei Mark. Weggeschmiss'nes Geld, i'rade wie Du und ich.“

„Aber es muß doch sein!“ Sie blieb bei ihrem stereotypen „es muß doch sein.“

Er wurde wütend: „Jatwoll, es muß sein, und das schwarze Kleid mußte sein, und alles andre mußte sein. 's Krankenhaus für Dich muß auch noch bezahlt werden. Dis muß auch sein, sonst pfänden se uns aus, und Wein sollte auch trinken, damit De wieder zu Kräften kommt, — dis muß erit recht sein.“

„Ne, neel! Dann laß man den Wein! Dann trink' ich keinen Wein mehr, dann sparen wir das Geld da.“ Sie wurde lebhaft.

„Und jeben's für faulen Zaubrer aus!“ Er brummte vor sich hin.

„Aber Fritz, so was zu sagen . . .“ Sie nahm eine erschrodene Miene an: „Jetzt nennjie de Einsegnung faulen Zaubrer. Wie kannste denn so spotten! Darum jeh't's uns auch so schlecht, weil Du so 'n Spötter bist!“

„Ach!“ Er lachte hell auf.

Der Frau traten beinab Thränen in die Augen: „Wenn 's nach Dir ginge, brauchte Lenchen womöglich gar nich eingeseget zu werden.“

„Ne, stimmt, und 'ne ganze Menge Geld würden wir sparen und 'ne ganze Menge Sorgen hätten wir weniger.“ Er pfiß durch die Zähne.

„Aber das Kind muß doch eingeseget werden,“ sie schrie auf, „was sollten denn alle Verwandten sagen und . . .“

„Ach so, wegen der Tanten und Onkels . . .“ Er lachte wieder.

„Wegen der Tanten und Onkels müssen wir uns in Sorgen stürzen.“

„Ne, jar nich wegen der Tanten und Onkels,“ ihre Augen funkelten auf, „auch wegen der Sache. Das weißte recht gut; und wenn ich auch keine Beschwester nich bin, und eigentlich jrade so denk', wie Du, und weiß, daß 's ganze bloß so 'ne . . . so 'ne . . . Sache is“ — sie hatte offenbar eine Scheu, sich darüber auszudrücken — „dies könnt' ich doch nich, meine Tochter nich einsegnen lassen, da hätte ich viel zu villes Angst, daß dies kein Glück bringt, und daß man seine Strafe für kriegt. So hängt man denn doch an seine Grundsätze, wo man d'rin erzogen worden is.“

„Jees! Dann häng' doch d'ran und laß se einsegnen; Du läßt se ja auch einsegnen und ich red' nichts dawieder. Ich will Dir ja überhaupt nich an Deine Jefühle,“ er wurde ernst, „nee, das weißte, das liegt mir sehr ferne. 's kann jeder denken, was er will; aber, wenn die Jefeuchte sein muß, warum muß se denn mit so villes Klodage sein? Wo man schon kaum 's liebe Durchkommen hat, da soll man nu noch Kinterlichtens kaufen. Zieh' ihr 'n sauber'n Rock an, und kämme se glatt, dann is se auch außändig angezogen.“

„Ja, ja,“ sie nickte vor sich hin. „Dies wär' ja 'n Ausweg, aber würde der Pastor se denn so nehmen? Ne.“

„Dann sag' Deinem Pastor, er predigte selber, sein Herrgott sähe nich auf Kleider.“

„Ne, Fritz, nu spottest De schon wieder! Laß doch man bloß 's Spotten sein, Du sollst sehen, dafür kriegen wir unsre Strafe.“

„Jatwoll, natürlich kriegen wir die,“ sein Unmut brach los, „das is ja überhaupt so in der Welt, daß de Guten ihren Lohn und de Bösen ihre Strafe kriegen. Darum laufen ja auch so villes Lumpen 'rum und leben herrlich und in Freud.“

„Nu sag' es doch man wenigstens nicht,“ sie rang die Hände.

„Ja, doch 's is so, aber sprid's doch nich aus; ich hab' so 'ne Angst, wenn de so was sagst. Und wenn ich auch jar nich weiß, wo vor. Aber ich hab' so 'ne Angst. Das stekt noch so d'rinn.“

Sie schluchzte auf, das rührte ihn sofort, er trat zu ihr und strich ihr über's Haar: „Gaste Angst? Ne, die sollte nich haben. Nu wein' man nich, Alle. Hier haste meinen Kram, verjeh'e ihn, Du wirst toll so viel kriegen, daß 's reicht für 'n Kram.“

Er legte ihr den schmalen Goldreif auf den Finger.

Sie nahm ihn, noch immer schluchzend: „Ja, ja — ich hab' auch schon d'ran gedacht, daß wirklich nichts weiter übrig bleibt.“

„Ja, ja — ich hab' auch schon d'ran gedacht, daß wirklich nichts weiter übrig bleibt.“

„Ja, ja — ich hab' auch schon d'ran gedacht, daß wirklich nichts weiter übrig bleibt.“

„Ja, ja — ich hab' auch schon d'ran gedacht, daß wirklich nichts weiter übrig bleibt.“

„Ja, ja — ich hab' auch schon d'ran gedacht, daß wirklich nichts weiter übrig bleibt.“

„Ja, ja — ich hab' auch schon d'ran gedacht, daß wirklich nichts weiter übrig bleibt.“



Es ist gar nicht zu sagen, was so 'ne Einsegnung für Sorgen macht. Aber, es muß doch sein! — „Muß es sein?“ — Der Mann war an das Fenster getreten und starrte auf den Hof hinaus, und still für sich wiederholte er noch einmal: „Muß es sein?“ —

Die Dauerhaftigkeit flüssiger Luft wird veranschaulicht durch das Ergebnis eines Versuches, der zwischen Berlin und Genf gemacht worden ist. Die Herstellung von flüssiger Luft für wissenschaftliche und technische Zwecke hat bekanntlich gerade in Deutschland einen erheblichen Umfang angenommen. Für den Aufschwung dieser Industrie müßte nun die Frage, wie weit sich flüssige Luft ohne einen erheblichen Verlust durch Verdunstung transportieren läßt, von fast entscheidender Bedeutung sein. Dieser Erwägung hatte jener Versuch seinen Ausgang zu verdanken. Eines Morgens wurden, wie das „Bl.“ mitteilt, in Berlin in einer üblichen besonderen Verdichtungs-Eisenbahnzug zwei Liter flüssige Luft übergeben. Die Sendung kam ein und wurde nach Verlauf eines weiteren halben Tages dem chemischen Laboratorium der dortigen Universität eingeliefert. Das Glasgefäß enthielt immerhin noch ein viertel Liter flüssige Luft, die sofort zu Experimenten in Benutzung genommen wurde. Sicher war dies der längste Transport, der mit der merkwürdigen Flüssigkeit bisher vorgenommen worden ist, und sein Ergebnis ermutigt wohl zu weiteren Proben mit größeren Mengen, bei denen der Verlust dann noch entsprechend geringer ausfallen wird. —

**Kulturgeschichtliches.**

ge. Bestrafung gewaltthätiger Ehefrauen im Mittelalter. Die Strafrechtspflege des deutschen Mittelalters, so hart sie im allgemeinen auch war, hat doch auch so manchen humoristischen Zug aufzuweisen. So findet sich zum Beispiel in manchen uns noch aus jener Zeit enthaltenden Folterkammern ein wunderliches Gerät vor, das etwa wie eine Tonne aussieht, außen mit bunten Bildern bemalt und auf der oberen Seite mit einem Loch versehen ist, groß genug, um einen menschlichen Kopf hindurch zu stecken. Dieses Instrument hieß der Schandmantel und war vorzugsweise bestimmt, bösen Weibern, die sich an ihren Ehemännern vergrißen hatten, zur Strafe um Hals und Schulter gelegt zu werden. Sonntags mußten die Unglücklichen, mit dem Holzleide angethan, zum Gespött der ganzen Gemeinde an der Kirchenthür stehen. Uebrigens galt dieser Schandmantel noch als eine verhältnismäßig geringe Strafe; häufig ahndete man körperliche Mißhandlungen, mit denen sich eine „böse Sieben“ gegen ihren Ehemann vergangen hatte, ungleich schimpflicher. Eine solche härtere Bestrafung gewaltthätiger Eheweiber bildete zum Beispiel der Efeltritt, ein sehr weit verbreiteter Brauch, der noch bis zum Jahre 1604 in St. Goar am Rhein in Uebung war. Hier erhielt der Besitzer der Gröndelbacher Mühle alljährlich zwei Maister Holz gegen die Verpflichtung, den Efel zu stellen, auf dem die Weiber, „so ihren Mann geschlagen“, rücklings durch die Stadt reiten mußten, während der Amtsdienner auf öffentlicher Straße das Urteil verlas, nachdem der Tambour mit seiner Trommel dem Manne des Gesetzes Gehör verschafft hatte. Dann zog die Menge jöhrend und schreiend, von den Stadtmächten nur mit Mühe von Angriffen auf die ohnedies hart bestrafte zurück. Auch in Darmstadt und den umliegenden Ortschaften begegnet uns die Sitte des „Efeltrittes“ noch bis in das 17. Jahrhundert. —

**Aus dem Tierleben.**

ss. Neues vom Einsiedlerkrebs. Dr. Pohn, ein Mitglied des Allgemeinen Psychologischen Instituts in Paris, hat in den letzten Monaten Experimente mit verschiedenen Meereskriechern angestellt, um die Fähigkeit der Sinneswahrnehmungen und überhaupt die Intelligenz dieser Tiere zu prüfen. In seiner neuesten Veröffentlichung beschäftigt er sich mit dem bekannten Einsiedlerkrebs der Gattung Pagurus, und zwar im besonderen mit dem Bernhardskrebs. Mit Recht gehören diese Krustler zu den bekanntesten Meereskriechern, die in jedem größeren Aquarium das Staunen des Beschauers erregen. Sie ähneln in ihrer Gestalt durchaus einem Krebs oder einem Hummer, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der ganze Hinterleib des Panzers entbehrt. Damit nun dieser nicht die Vergehrlichkeit irgend eines Leckermauls unter dem Räubergesinde des Meeres erzeuge, versteckt ihn der Einsiedlerkrebs regelmäßig in dem leeren Gehäuse einer Meeres-Schnecke von bestimmter Art. Weil er immer als Bewohner eines solchen Schneckenhauses zu finden ist, hat er den bezeichnenden Namen des Einsiedlers erhalten. Der weiche Hinterleib paßt sich mit der Zeit durchaus dem gekrümmten Verlauf der Höhlung des Schneckengehäuses an. Ist der Krebs noch auf der Suche nach einem Hause, so prüft er die nächste leere Schneckenwohnung aufs genaueste, bevor er von ihr Besitz ergreift. Er krümmt seinen weichen Hinterleib bogenartig und studiert die Nahe des Gehäuses, dabei nimmt er auch die Scheren des zweiten und dritten Beinpaars zu Hilfe. Besonders aber ist wohl der Hinterleib derart empfindlich, daß seine Wahrnehmungen den Krustler genau über die Form der Höhlung verständigen, die er in Beschlag zu nehmen gedenkt, und zwar vergewißert er sich mit diesem Körperteil sowohl über die Ausmaße, wie über die Form des Innenraums, während das Betasten der Scheren von außen nur die gröbere Untersuchung zu leisten hat. Wenn ein Bernhardskrebs auf eine Wente trifft, so versucht er sie entweder mit den Scheren oder mit der Krümmung

seines Körpers aufzunehmen. Erweist sie sich dafür als zu groß, so läßt er sie liegen; ist sie zu klein, so entschlüpft sie dem Räuber, Andernfalls faßt er sie mit den Anhängen am Ende des Hinterleibes, die in Haken umgebildet sind. Bezüglich der Wahl ihres Gehäuses scheint es den Krebsen auch noch auf das Gewicht der Schalen anzukommen, von dem sie sich dadurch überzeugen, daß sie die Schale umzudrehen versuchen. Bemerkenswert ist, daß ein Einsiedlerkrebs, den man aus seinem Hause herausgeholt hat, letzteres nicht wieder erkennt. Er kann getäuscht werden, wenn man ihn zwischen Kieselsteine oder unbewohnbare Schneckenhäuser setzt, denn es dauert dann eine ganze Weile, bis er erkannt hat, daß diese Gegenstände zu seiner alten Behausung in keiner Beziehung stehen. —

**Humoristisches.**

— Kein Wunder. „Denken Sie sich, der Huber hat neulich auf der Jagd, statt einen Hasen, ein Strohgeschossen!“  
— „Das wundert mich gar nicht. Der Hahn der Naturgeschichte immer 'n Vierer g'habt!“  
— Gerechtes Vergeltung. (Der Bauer wird von 1000 Stunden erwartet, bis er endlich abgeschossen wird und alsdann sofort wieder herausfliegt): „Gätten Sie mich nicht gleich raus schmeißen können — ich hab' doch meine Zeit nicht gestohlen!“  
— Verbeleidigte Großbauer. „... Wirklich, mein lieber Beitelbauer, ich kann nur sagen: „Ein sehr hübsches Fleckchen Erde!“  
„Fleckchen Erde? ... San G' so guat! ... Dös san fünfhundert Tagwerll!“  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Comödianten-Dünkel. Im Wiener Deutschen Volkstheater wird nächstens „Rose Bernd“ von Hauptmann gegeben. Fräulein Adele Sandrod sollte die Frau Flamm spielen. Fräulein Sandrod meldete sich krank. Nun ging der Regisseur Kadelburg zu ihr und zeigte ihr folgendes Telegramm: „Bitte Frau Sandrod zur Uebernahme der Frau Flamm in meinem Namen herzlichst zu ersuchen. Herzlichst grüßend Gerhart Hauptmann.“ — Und was antwortete Fräulein Sandrod? Hier steht es: „Der Hauptmann kann mir den Buckel ransteigen, ich kenn' ihn gar nicht. Ich denke nicht daran, die Rolle zu übernehmen.“  
— Im Münchener Gärtnerplatz-Theater erlebt noch in diesem Monat eine neue Operette von Heinrich Berté: „Die Millionenbraut“ die Erstaufführung.  
— Der Berliner Volks-Chor, welcher billige künstlerische Konzerte für die Kreise des arbeitenden Volkes, insbesondere Aufführungen größerer Chorwerke veranstalten will, nimmt bis zum 1. April noch Mitglieder ohne Notenkenntnis auf, deren Meldung jeden Mittwoch, abends von 8 $\frac{1}{2}$ —10 Uhr, in der Aula des Sophien-Realgymnasiums, Steinstr. 31—34, erfolgen kann.  
— Bedeutende Blätter der graphischen Kunst hat das Berliner Kupferstich-Kabinett erworben: eine Kreidezeichnung Rembrandts: „Die Darstellung Christi im Tempel“, eine Rubens'sche Kreidestudie zu einer Anbetung der Hirten, von Dürer eine Federzeichnung, die drei Bauern und Bauer und Bäuerin, Vorstudie zu Kupferstichen; von Wilhelm Leibl ein Bild seiner Tante und von Max Klinger eine Menutarte.  
— Einen Preis von 1200 Mark schreibt die „Zeitschrift für physikalische Chemie“ für die beste Lösung der folgenden Aufgabe aus: „Die Literatur über katalytische Erscheinungen soll in möglichster Vollständigkeit gesammelt und systematisch geordnet werden.“  
— Der Wert eines Bienenvolkes für die Landwirtschaft. Eine interessante Berechnung stellt der Ingenieur Ferdinand Lufsa in der „Carinthia“ auf: Ein Bienenvolk zählt im Sommer durchschnittlich 18 000 Stück. Etwa 75 Bienen fliegen in der Minute aus, von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr abends wären somit 49 500 Flüge zu zählen. Jede Biene besucht während ihres Fluges ungefähr 45 Blüten, ein Bienenvolk an einem Tage also 2 227 500 Blüten. Rechnet man ungefähr 100 schöne Tage für das Jahr, so erhält man 222 750 000 Blüten, die von einem Bienenvolk in einem Jahre besucht werden. Wird nun auch nur der zehnte Teil der 222 750 000 Blüten befruchtet, so wären das immer noch 22 275 000 Befruchtungen, die ein Bienenvolk im Jahre besorgt. Rechnet man den Wert von 1000 Befruchtungen nur auf einen Pfennig, so hätte die Landwirtschaft einem einzigen Bienenvolk immer noch 222,75 M. im Jahre zu verdanken.  
— Der Tabakbau geht im Großherzogtum Hessen immer mehr zurück. Nach den statistischen Aufnahmen gab es vor sechs Jahren in Hessen noch 2036 Tabakpflanzler, heute giebt es nur noch 1366; vor sechs Jahren waren rund 67 900 Hektar mit Tabak bebaut, heute nur noch 42 800 Hektar; vor sechs Jahren wurden noch 1 137 400 Kilogramm geerntet, im abgelaufenen Jahre nur 792 200 Kilogramm.  
— Der schwerste Mann Europas soll ein Hotelbesitzer in Willenberg (Ostpreußen) sein. Bei einer Größe von 1,71 Meter wiegt er 250,5 Kilogramm und mißt um die Brust 1,80 Meter, um den Gürtel 1,97 Meter. —